

TIERISCHES BEWUSSTSEIN, ANTHROPOMORPHISMUS UND HETEROPHÄNOMENOLOGIE

§1 Problemaufriss

Die Untersuchung tierischen Bewusstseins ist mit dem Problem einer adäquaten Terminologie konfrontiert. Wir sagen einfach „die Katze wollte, dass wir das Fenster aufmachen, da sie gesehen hat, dass sich einige Vögel auf dem Gartenweg versammelt haben“ - aber es ist sehr zweifelhaft, ob Katzen überhaupt etwas *wollen*, da sie keine propositionale Einstellungen haben wie (normale, ausgewachsene) Menschen sie haben. Gegeben einen genauen Begriff der komplexen Fähigkeit, propositionale Einstellungen zu haben, kann das, was die Katze haben mag, nur etwas ähnliches letztlich aber recht verschiedenes sein. Ebenfalls zweifelhaft ist, ob Katzen den *Begriff* des Vogels haben, in dem genaueren Sinne, indem (normale, ausgewachsene) Menschen Begriffe haben. Auch hier würden wir sagen wollen, dass sie so etwas wie Begriffe im engeren Sinne haben, aber nicht Begriffe wie wir als Mitglieder einer Sprachgemeinschaft über ein System wechselseitig auf einander verweisender Begriffe/Bedeutungen verfügen. Dennoch erlaubt die freie Verwendung der Redeweise von Wünschen, Meinungen und Begriffen in der Regel sehr gut, tierisches Verhalten zu erklären - zumindest bei hinreichend komplex sich verhaltenden Tieren wie der Katze und anderen Säugetieren.¹ Wo sind die Grenzen dieses Vorgehens? Es wird oft als „Anthropomorphismus“ bezeichnet, wobei dies immer in Verbindung gesehen wird mit dem „anthropomorphistischen Trugschluss“, geistige Fähigkeiten von Menschen auf Entitäten zu übertragen, die diese offensichtlich nicht haben. Extrembeispiele sind Vermenschlichungen diverser Haushaltsgeräte. Auch diese können oft verständlich so beschrieben werden, als meine die Spülmaschine das Spülsalz wäre aufgebraucht, obwohl Spülmaschinen offensichtlich gar nichts meinen. Katzen zeigen ein wesentlich komplexeres und situationsabhängiges (plastisches) Verhalten als Spülmaschinen. Uns fehlt auch das mechanische Wissen über Katzen, das unserem Wissen über Spülmaschinen entspräche. Insofern sind anthropomorphe Beschreibungen von Katzen schon mehr berechtigt als solche von Spülmaschinen. Doch wie berechtigt sind sie?

In diesem Aufsatz möchte ich der Fragen nachgehen, inwiefern diese *common sense* Vorgehensweise, Tiere zu vermenschlichen, berechtigt ist, wo sie fehlgeht und wie und ob sie

1 Die Diskussion beschränkt sich auf die Beschreibung/Interpretation von Säugetieren. Innerhalb des Tierreiches gibt es bedeutende Unterschiede. Was für eine Katzen stimmt, muss nicht für einen Vogel stimmen. Was für einen Vogel stimmt, muss nicht für einen großen Fisch stimmen, usw. Zumindest bezüglich von Säugetieren, die mindestens ein Jahr alt sind, haben wir die *common sense* Idee, dass sie empfindungsfähig sind und über so etwas wie Meinungen und Wünschen, Interessen verfügen. (Ebenso ist mit „Menschen“ immer die Gruppe der gesunden, erwachsenen Menschen gemeint. Das Problem der marginalen Fälle wird hier nicht diskutiert.)

verbessert werden kann im Zuge einer Methodenreflexion der kognitiven Ethologie. Die kognitive Ethologie ist Bestandteil der Kognitionswissenschaften, und eine Reflexion auf die Schwierigkeiten, etwas über kognitive Fähigkeiten von Tieren etwas auszumachen, können uns vielleicht helfen bei der Methodenreflexion der kognitionswissenschaftlichen Behandlung menschlicher kognitiver Fähigkeiten.

§2 Heuristische Beschreibungen

Mit Beschreibungen können verschiedene Adäquatheitsansprüche einhergehen. Idealerweise beschreiben Aussagen Tatsachen genau so, wie diese sind. Das mag nur partiell gelingen, konstituiert aber das Ideal gelungener Datenerfassung und Referenz auf die Wirklichkeit. Angesichts mangelnden Wissens und um Wissen aus anderen Bereichen zu mobilisieren, verfährt eine *als ob*-Beschreibung mit Begriffen, von denen von vorneherein zugestanden wird, dass sie nicht in der Weise, in der sie sonst verwendet werden, auf diesen Anwendungsfall zutreffen. Es mag sein, dass man diese Beschreibung wählt, weil man

- (a) obwohl man es genauer sagen will, keine bessere Beschreibung zur Verfügung hat oder
- (b) gerade auf mutmaßliche Gemeinsamkeiten mit den herkömmlichen Anwendungsfällen hinaus will, obwohl es sich vielleicht um eine gewagte Übertragung handelt oder
- (c) es im gegebenen Kontext auf Genauigkeit nicht so ankommt, und die Hörer mehr oder weniger gut verstehen, was mit dem ausdehnenden Sprachgebrauch gemeint ist.

Als Variante des *als ob*-Beschreibens und als eine weitere Form des Beschreibens findet sich das heuristische Übertragen bekannter Beschreibungsweisen in einen anderen Bereich, anlässlich zumindest minimaler Erfüllung von Teilen der Anwendungsbedingungen der betreffenden Ausdrücke. *als ob*-Beschreibungen - zumindest dann, wenn sie in wissenschaftlichen Kontexten auftreten - sind letztlich zu beseitigen. Oft sind sie Ausdruck davon, dass es in diesem Fall auf größere Genauigkeit nicht ankommt. Bei heuristischen Übertragungen stehen andere methodische Anliegen im Vordergrund. Die Heuristik kann zum einen dazu dienen, nun bezüglich der übertragenen Begriffe genauer zu klären, warum sie nicht wirklich angemessen in dem anderen Bereich angewendet werden können, wo genauer sich charakteristische Unterschiede der beiden Bereiche finden. Eine solche differenzierende Kontrastierung dient klarerweise der besseren Beschreibung des neuen Bereiches, und ist somit methodisch akzeptabel. Die Heuristik kann zum anderen gerade das Versprechen beinhalten, von allen relevanten Anwendungskriterien der hier verwendeten Ausdrücke zu zeigen, dass sie letztlich - vielleicht mittels ihrer allgemeinen (d.h. auch den anderen Bereich betreffenden) Modifizierung - in dem zweiten Bereich anwendbar sind. Die Heuristik dient so als Forschungsagenda. Auch diese heuristische Vorgehensweise ist methodisch akzeptabel. Heuristische Übertragungen müssen somit nicht dauerhaft ein defizitärer Modus der

Beschreibung bleiben. Wäre die Übertragen von Ausdrücken für menschliche kognitiven Fähigkeiten eine Heuristik in diesem Sinne, wäre sie methodisch akzeptabel, da nicht das letzte Wort.

Der Heuristik müsste irgendwann folgen eine *Differenzthese* (die beiden Bereiche sind in Soundso vielen anderen, wichtigen Hinsichten verschieden) oder eine *Übertragungsthese* (es handelt sich gar nicht bloß um eine Heuristik). In diesen beiden Fällen geht es darum, von einer bloß heuristischen Verwendung zu einer eigentlichen Verwendung betreffender Ausdrücke zu gelangen.

Zu vermeiden sind zwei Übel: der *semantische Imperialismus* und der *semantische Revisionismus*.

Der *semantische Imperialismus* dehnt den Anwendungsbereich eines Begriffes aus, indem dieser überabstrahiert – und damit bedeutungsentleert – wird. Ein Beispiel bietet die Luhmannsche Systemtheorie und deren Verwendung des Begriffes „Kommunikation“: Kommunikation wird so abstrakt bestimmt, dass sogar Ereignisse wie Warenaustausch über ein Geldmedium, Liebe als personales Verhältnis und das Ausüben politischer Macht als Kommunikation zählen. Damit verliert der Kommunikationsbegriff seine Konturen, und das Spezifische der jeweiligen Bereiche geht verloren. Neben diese Implausibilität treten nicht intendierte Anwendungen, wie sie Essers Persiflage (Esser 1991) vorführt.

Der *semantische Revisionismus* setzt an am zunächst durchaus akzeptablen wissenschaftlichen Vorgehen, Begriffe explizit festzusetzen, auch wenn sie vage schon im Umlauf waren. Der Revisionismus besteht darin, einen bekannten Begriff in einem gemäß seinem Vorverständnis wesentlichen Bestandteil anders zu fassen. Ein Beispiel liefert Dörners Theorie eines künstlichen Lebens/Lebewesens. Bezüglich des entsprechenden Apparates stellt Dörner fest: er/es „hat Gefühle, indem es sich entsprechend verhält, spürt sie aber nicht“ (Dörner 2001, S.221). Damit wird der Begriff des Gefühl revisionistisch verwendet; Gefühle sind gewöhnlich *wesentlich* dadurch gekennzeichnet, wie es sich anfühlt, in ihnen zu sein – dass man sie spürt. Die Problematik des Revisionismus liegt darin, dass der alte Begriff verwendet wird und so unter der Hand die alten Konnotationen ausgebeutet werden (hier für eine Theorie des künstlichen Lebens), obwohl eigentlich das Thema gewechselt wurde.

Eine semantisch imperialistische These, dass Tiere z.B. Meinungen haben – etwa weil Meinungen, „ganz abstrakt betrachtet“, nur irgendwelche verhaltenswirksame Umweltrepräsentationen seien –, bringt die kognitive Ethologie nicht weiter, da so die Unterschiede zwischen Thermostaten, Personen und Hunden verloren gehen. Diese Auffassung verwischt die entscheidenden Unterschiede zwischen einem menschlichen Bezug auf intersubjektive Tatsachen, die sich in deren intersubjektiven sprachlichen Beschreibung und möglicher Korrektur meiner Meinung durch andere erschließen, und dem Wirklichkeitsbezug des Hundes. Eine semantisch revisionistische Theorie der Gefühle, die jede Repräsentation eines systemischen Sollzustandes als Gefühl auffasst, mag Raupen

Gefühle zusprechen, verwischt so aber den qualitativen Zuwachs beim Auftreten menschlicher Gefühle, dessen Abwesenheit zum Nichtvorhandensein der Liebeslyrik bei Raupen führt.

Ist nun jede anthropomorphe Verwendungsweise von Ausdrücke der Humanpsychologie auf Tiere in diesem Sinne semantisch imperialistisch oder revisionistisch?

§3 Der „historische Anthropomorphismus“

Am Ende des 19. Jahrhunderts war der Anthropomorphismus weit verbreitet. Beschreibungen von Tieren enthielten alle Begriffe für menschliches – selbst reflexives – Denken und Fühlen. Von Tieren wurde behauptet sie „schließen“, „reflektieren“, „meinen, dass...“ usw. Die sogenannten „Naturalisten“ sammelten in Gefolgschaft Darwins Anekdoten über tierisches Verhalten und tierische Cleverness. Das Aufkommen des Behaviourismus kann man nicht zuletzt verstehen als Antwort auf diese Vermehrung mentaler Zustände und deren inflationäre Zuschreibung gegeben einfache Verhaltensweisen. Die tatsächliche Basis zur Rechtfertigung solcher Zuschreibung erschien Watson u.a. äußerst gering.

Bei Darwin hatte die Beschreibung tierischer Emotionen und Gedanken in Begriffe der menschlichen Psychologie eine methodische Funktion. Für die Evolutionstheorie besitzt die Idee der evolutionären Kontinuität zentrale Stellenwert. Die biologische Kontinuität ergibt sich bei Darwin zum Teil aus morphologischen Betrachtungen. Die Kontinuität zwischen den Spezies will Darwin des Weiteren bezüglich des Mentalen nachweisen, indem er Verhalten interpretiert. Diese Methode war für Darwin unumgänglich, denn

- (i) der Mechanismus der natürlichen Selektion war noch nicht bekannt; da es noch keine Genetik gab, konnte auch kein genetisches Maß für die Ähnlichkeit und die Abstammung verwendet werden;
- (ii) es gab noch keine entwickelte Neurophysiologie, welche die Ähnlichkeiten der Wahrnehmung und des Verhaltens neuronal hätte verankern können;
- (iii) es gab eine philosophische Tradition des Mentalismus, doch dieser war, indem er die menschliche Perspektive einnahm, hauptsächlich mit den höheren geistigen Leistungen (Reflexion, Synthese, Abstraktion) befasst.

Ähnliches galt für die moralischen Gefühle. Die Naturalisten wendeten auf das Verhalten von Tieren gegenüber Tieren einfach Begriffe wie *Sympathie* und *Mitleid* an.

Zwei einschlägige Zitate aus *The Descent of Man* (Darwin 1871):

In dem Maße wie sich die sozialen Instinkte des Menschen und der niederen Tiere ohne Zweifel in denselben Schritten entwickelt haben, empfiehlt es sich, soweit praktikabel, dieselben Definitionen in beiden Fällen zu verwenden, [...]. (S.121)²

² Alle Zitate sind hier übersetzt; bei Darwin nach der Gibson Ausgabe, London, 2003.

Der geistige Unterschied zwischen dem Mensch und den höheren Tieren, so groß wie er auch sein mag, ist sicherlich ein gradueller, nicht einer der Art nach. Wir haben gesehen, dass die Sinne und Anschauungen, die verschiedenen Emotionen und Fähigkeiten wie Liebe, Gedächtnis, Aufmerksamkeit, Neugier, Imitation, Verstand etc., deren der Menschen sich rühmt, in einer anfänglichen oder sogar hoch entwickelten Form in den niederen Tieren gefunden werden können. (S.126)

Die wissenschaftliche Psychologie stand noch zu sehr in den Kinderschuhen, um Modelle und Theorien über verschiedene Stufen der kognitiven Entwicklung liefern zu können. Die Abwesenheit der entsprechenden empirischen Methoden und Wissenschaften führte so zum Sammeln von Anekdoten als evolutionstheoretischer Evidenzbeschaffung (vgl. z.B. Darwin 1871, Kap.III-V)³. Diese methodische Motivation des Anthropomorphismus fällt heute weg. Darwin müsste heute nicht mehr so vorgehen, wie er vorgegangen ist. Wer dies übersieht – und dies scheinen einige Freunde anthropomorpher Beschreibungen zu tun – beruft sich zu Unrecht auf die Gründungsväter der Evolutionstheorie.

§4 Der anthropomorphistische Trugschluss

Was ist falsch am Anthropomorphismus? Man könnte sagen, dass wir menschliche Eigenschaften auf Tiere projizieren. Es ist dabei nicht nur so, dass wir Tiere mit Ausdrücken beschreiben, die gewöhnlich nur auf Menschen angewendet werden. Zum einen ist es – für jeden noch so minimalen Realismus – so, dass etwas als F beschreiben nicht zwangsläufig mit sich bringt, dass dieses F ist (außer in den besonderen Fällen institutioneller Redeweisen). Das jedoch kann nicht der Fehler des Anthropomorphismus sein: Die Möglichkeit des Irrtums, der Fehlanwendung eines Ausdrucks wie „meint, drei Vögel zu sehen“ ist auch bei der Beschreibung von Menschen gegeben. Zum anderen ist es indessen so, dass wir von den Kategorien unserer besten Theorie von x begründet annehmen können, dass sie die wirklichen Eigenschaften von x treffen. So nehmen wir von den Kategorien der Psychologie soweit sie Menschen betrifft an, dass sie die wirklichen psychologischen Eigenschaften von Menschen treffen. Wenn diese Ausdrücke angemessen auf Tiere angewendet werden *könnten*, dann gäbe es keinen Zweifel daran, die entsprechenden Eigenschaften genauso wie im menschlichen Fall identifiziert zu haben. Der Punkt ist, dass diese Kategorien/Ausdrücke *nicht* völlig angemessen auf Tiere angewendet werden können. Dass sie überhaupt angewendet werden können, liegt daran, dass komplexe Begriffe und entsprechende Ausdrücke nicht nur auf ein Kriterium ihrer Anwendbarkeit verweisen, sondern auf mehrere oder sogar kontextspezifische Anwendungsweisen. Wir verwenden solche Ausdrücke allein in loser Redeweise (oder „analoger

³ Zu Beginn zweier Kapitel mit entsprechenden Anekdoten und Berichten von „Naturalisten“ heißt es zum Ziel des Zusammentragens dieser Sammlung: „Mein Ziel in diesem Kapitel ist zu zeigen, dass es bezüglich ihrer geistigen Vermögen keinen fundamentalen Unterschied zwischen Menschen und den höheren Säugetieren gibt.“ (Darwin 1871, S.66).

Redeweise“), wenn wir sie anwenden auf der Grundlage bloß ungefährer Erfüllung einiger ihrer Anwendungskriterien und oft sogar entweder von der Anwendbarkeit der weiteren Kriterien nichts wissen oder darüber hinaus von der Nichterfüllung einiger dieser Kriterien wissen.

Der anthropomorphistische Trugschluss bezüglich eines Ausdrucks F der Humanpsychologie besteht darin, in einem solchen Falle wie den gerade beschriebenen anzunehmen, dass der vollständige Begriff von F auf x angewendet werden kann oder dass x die Eigenschaften tatsächlich hat, die F korrespondieren.

Ein einfaches Beispiel: Eine Taste der TV-Fernbedienung drückend sage ich „der Apparat antwortet nicht“ (vielleicht müssen die Batterien der Fernbedienung erneuert werden). Hier verwende ich „antworten“ in Bezug auf einen Fernseher. Meine Äußerung macht Sinn. Das ist möglich, da das beschriebene Objekt einen Befehl erhalten, aber keine Reaktion gezeigt hat, während es in anderen Situationen richtig reagierte. „antworten“ ist anthropomorph – und im strikten Sinne *falsch* – verwendet, da eine Antwort eine intentionale (Sprech-)handlung ist, und die damit vorausgesetzten Bedingungen eines intentionalen Systems werden von Fernsehern einfach nicht erfüllt. Wir können aus Faulheit den Begriff *Antworten* so ausdehnen, dass er auch Reaktionen von technischen Geräten einschließt. In *diesem Sinne* wäre dann im Beispiel der Ausdruck „antworten“ richtig verwendet worden – aber nur um den Preis, einen präziseren, engeren Begriff gegen einen weiteren Begriff eingetauscht zu haben. In der Tat wäre dies allein aus Faulheit geschehen, da wir schon über den nicht-intentionalen Begriff der *Reaktion* verfügen. Um nun, nachdem wir „antwortet“ so ausgedehnt haben, wieder über das intentionale Antworten von Personen im Unterschied zu technischen Geräten sprechen zu können, müssten wir wieder einen *neuen* engeren Begriff einführen, oder wir versinken in vagen und undifferenzierten Redeweisen – was im Alltag akzeptabel für die *Kognitionswissenschaft* aber das Ende ist.

Der Vorwurf des Anthropomorphismus an Beschreibungen tierischen Verhaltens besagt also, dass es sich bei *Meinen* und *Wünschen* bei Tieren so verhält wie mit *Antworten* bei TV-Geräten.

Über das Feststellen des Fehlschlusses hinaus wird eine umfassende Theorie zu beantworten suchen, wieso dieser Fehlschluss so weit verbreitet ist. Die Aufdeckung des Anlasses eines naheliegenden Trugschlusses widerlegt ihn erneut – diesmal aufgrund seiner devianten Genealogie. In diesem Sinne wurde vorgeschlagen (vgl. Carruthers 1992, S.125f.), die Wurzel solcher übereilter Übertragungen darin zu sehen, dass wir hier unsere angeborenen Erklärungsmuster der Alltagspsychologie einfach auf nicht-menschliche Objekte übertragen. Es spricht innerhalb der Kognitionswissenschaften (insbesondere Lerntheorien und Theorien des Spracherwerbs) einiges dafür, dass die Grundmuster der Alltagspsychologie (d.h. Rationalisierungen von Handlungen mittels des Zuschreiben von Meinungen, Wünschen etc) angeboren sind (vgl. Fodor 1987; Premack/Premack 2003). Damit steht – neben dem ebenfalls basalen Kausalerklärungsmuster – ein

Orientierungsmuster zur Vorhersage des Verhaltens von bewegten Objekten zur Verfügung, dass wir von klein auf einfach auf diese anwenden und nur bei besonderen auftretenden Implausibilitäten zurückziehen.

Die Schwierigkeit besteht somit darin, die Übergeneralisierungen anthropomorphistischer Fehlschlüsse von angemessenen psychologischen Beschreibungen (von Tieren) zu unterscheiden.⁴

§5 Phänomenologie und Heterophänomenologie

Gegen die Möglichkeit einer Tierpsychologie könnte man einwenden – und wird in der ein oder anderen Weise gelegentlich eingewendet –, dass entsprechende Annahmen sowieso in der Luft hängen, da wir keinen Zugang zum Bewusstsein der Tiere haben. Wir wüssten einfach nicht, was in ihnen vorgeht, und könnten daher auch keine Theorie der tierischen Kognition haben. Ein Argument, das gerade auch dann gerne gebracht wird, wenn Tierfreunde umfassende Fähigkeiten von Tieren behaupten, und sich aller empirischen Beweislasten entledigen wollen. Wenn dieser Einwand relevant wäre, dann wäre bezüglich jeglichen tierischen Empfindens vielmehr mindestens eine Urteilsenthaltung angebracht – wenn nicht sogar aus Einfachheitsgründen eine Leugnung tierischen Empfindens –, denn Spekulation und Fantasieren angesichts fehlender Daten gehören nicht zum kognitionswissenschaftlichen Instrumentarium. Der Einwand sticht indessen nicht. Besonders deutlich wird dies am nahe verwandten Einwand, eine wissenschaftliche Psychologie des Menschen sei nicht möglich, weil jeder immer nur sein Bewusstsein aus der Perspektive der Ersten Person kenne. Der Einwand meint nicht das Problem des Fremdpsychischen als Version eines allgemeinen – und als widerlegt ansehbar⁵ – Skeptizismus, sondern das speziellere Problem, ob eine Psychologie etwas niemals erfassen kann, das sich allein aus der Perspektive der Ersten Person erschließt. Hier wird oft auf phänomenale Zustände („Qualia“) verwiesen.

Der Einwand kann jedoch zurückgewiesen werden. Eine Psychologie aus der Perspektive der Dritten Person ist möglich. Daniel Dennett hat das entsprechende Vorgehen unter dem Titel *Heterophänomenologie* entwickelt (vgl. Dennett 1991 und 2003).

Der Heterophänomenologe sammelt alle Daten, die mutmaßlich auf kognitive Fähigkeiten bzw. Bewusstsein verweisen. Dazu gehören Beschreibungen und Aufzeichnungen von Verhalten, aber auch alle Äußerungen, die vom betreffenden Wesen gemacht werden, insbesondere auch solche

⁴ Eine Extremposition ist die von Kennedy (1992), der dem Umstand, dass wir eine Tendenz haben, intentionale Erklärungen nicht nur auf Mitmenschen, sondern auch auf Tiere anzuwenden, entnimmt, dass die Anwendung im Allgemeinen zu *Unrecht* geschieht, und deshalb zur Überwindung dieses Anthropomorphismus die Entwicklung einer neo-behaviouristischen Terminologie vorschlägt.

⁵ Abgesehen von der allgemeinen Frage, ob jemals jemand tatsächlich diese Frage ernsthaft gestellt hat, widerlegt sich ein entsprechender Skeptizismus in hier behandelten Kontext dadurch, dass schon das Verwenden einer Sprache – und damit auch insbesondere das Verwenden des alltagspsychologischen Vokabulars – voraussetzt, dass es neben mir andere Sprecher gibt, die sowohl Zustände meiner Art haben als auch meine Zustände zu identifizieren in der Lage sind (vgl. zu einer Argumentation dieses Typs: Rosenberg 1980; Strawson 1957). Das Problem der tierischen Zustände *stellt sich erst*, insofern es mit den Tieren keine geteilte Sprache gibt.

Äußerungen, die sein Innenleben betreffen. Solche Äußerungen werden *ad face value* genommen. Die Heterophänomenologie beginnt nicht damit, Daten auszuschließen oder gegenüber anderen abzuwerten. Ihr erstes Anliegen ist eine umfassende Datensammlung. Aus diesen Daten konstruiert der Heterophänomenologe zunächst „die *heterophänomenologische Welt*“ des Subjektes (Dennett 1991, S.81), d.h. im Falle von Menschen die subjektive Welt mit all den mentalen Vorkommnissen, von denen das Subjekt glaubt und äußert, dass es sie hat. Das Untersuchungsobjekt tritt hier als die letzte Autorität auf, welche Daten einzubeziehen sind. Bezüglich des Auftretens dieser Daten bzw. der ihnen zugrundeliegenden Ereignisse werden danach Theorien entwickelt, die diese Daten erklären. Mentale Ereignisse und kognitive Fähigkeiten sind die theoretischen Entitäten solcher Theorien. Erst im Zuge solcher Theorien (im Rahmen des Herstellens eines kohärenten Gesamtbildes und eines reflektierten Gleichgewichtes zwischen den theoretischen Anliegen und dem gesammelten Datenbestand) kommt es vor, dass die Zuverlässigkeit einzelner Daten oder einzelner Datenquellen in Zweifel gezogen wird. Generell wird aber mit dem bloßen Erfassen der Daten die – zunächst rein instrumentalistische – Haltung eingenommen, dass es sich bei den zu untersuchenden Lebewesen um intentionale Systeme handelt, deren Verhalten und Äußerungen Bedeutungen für sie haben und angesichts von (so etwas wie) Meinungen deren Ziele verfolgt. Im Rahmen der Theorieentwicklung lässt sich dann evtl. diese *als ob*-Redeweise in eine nicht relativierte Beschreibung überführen. In diesem Fall zielt die Theorie auf das adäquate Erfassen der Psyche des Theorieobjektes. Entgegen dem Einwand, dass eine Psychologie der Dritten Person nicht möglich sei, ist gar nicht klar, was hier denn noch fehlen soll. Denn alle mentalen Vorkommnisse, die das Subjekt für relevant hält, kann es ja berichten. Ein Residuum bliebe nur dann, wenn sich der Einwand auf die (sprachphilosophisch und erkenntnistheoretisch) dubiose These festlegt, dass man entweder Bewusstseinsvorkommnisse haben kann, ohne zu meinen, dass man sie hat, was – in den Worten Kants⁶ – hieße, dass sie eben *nicht für mich* sind, oder dass man etwas Meinen kann, ohne es (irgendwie) ausdrücken zu können.⁷ Aber selbst wenn dies möglich wäre, wäre die Unmöglichkeit des Ausdrückenkönnens *zugleich* das Ende einer Psychologie, die ihre Wissenschaft auf der Perspektive der *Ersten* Person fundieren will.

Eine Psychologie aus der Perspektive der Dritten Person ist somit möglich:

Die Dritte-Person-Methoden der Naturwissenschaften reichen völlig hin, um das Bewusstsein ebenso vollständig zu untersuchen, wie jedes andere Naturphänomen untersucht werden kann, ohne dass dabei etwas *Bedeutsames* ausgelassen würde. (Dennett 2003, S.309).

⁶ Vgl. *Kritik der reinen Vernunft*, B131f., §16.

⁷ Gegen diese These wendet sich Searles *Prinzip der Ausdrückbarkeit* (des Gemeinten in Sprache) (vgl. Searle 1969, Kap. 1.5). Ebenso wenden sich alle Positionen dagegen, die behaupten, dass Meinen das Verfügen über eine Sprache voraussetzt (vgl. z.B. Carruthers 1996, Davidson 1982 und 1999). Dennett selbst (z.B. Dennett 1996, Kap.5f.) knüpft intentionale Einstellungen und Selbstbewusstsein an das Verwenden einer menschlichen Sprache. Am weitesten gehen transzendentalphilosophische Positionen, für die *Denken* ohne Sprechen schlechterdings *unmöglich* ist (vgl. Hönigswald 1937, und dazu Bremer 2001).

Eine Variante der Heterophänomenologie ist die kognitive Ethologie, da eine Theorie der tierischen Kognition ausschließlich auf der Außenperspektive beruht – hier stellt sich gar nicht die Frage, welche subjektiven Daten *wir* mit einem solchen Vorgehen verlieren. Das Bewusstsein, dass *wir* haben, ist nicht das Bewusstsein, das dort untersucht wird. Es kommt darauf an, aus unserer Perspektive die kognitiven Leistungen von Tieren zu klassifizieren und in ihrem Umfang einzuschätzen. Im Falle der Tiere gibt es – außer in sehr wenigen Ausnahmen signalisierender Primaten und Delphine – keine direkten in einer gemeinsamen Sprache ausgedrückten Berichte über das Innenleben. Es kommt zunächst an auf eine umfassende Sammlung mutmaßlich relevanter Verhaltensdaten. Die Auswahl dieser Daten und die Interpretation tierischer Vokalisationen verfährt schon theoriegeleiteter als das unkritische Hören auf das Subjekt im Rahmen einer Heterophänomenologie des Menschen. Es bedarf eines Versatzstückes von Theorie, um mit der Heterophänomenologie des tierischen Bewusstseins zu beginnen. Das führt zu einem „neuen Anthropomorphismus“.

§6 Der „neue Anthropomorphismus“

Wie lässt sich nun eine Theorie tierischen Bewusstseins entwickeln? Wie ist kognitive Ethologie möglich?

Die Darstellung des heterophänomenologischen Vorgehen liefert den Ansatzpunkt. Des Weiteren spielt hier die heuristische Verwendung des Vokabular der Humanpsychologie eine große Rolle. Der neue Anthropomorphismus unterscheidet sich vom naiven Anthropomorphismus dadurch, dass er um die Nichtübertragbarkeit der Terminologie der Humanpsychologie auf Tiere weiß. Das Ziel einer methodisch reflektierten kognitiven Ethologie kann nur eine Wissenschaft mit einer eigenen Taxonomie, mit einem eigenen Vokabular sein, das trennscharf gerade bezüglich der Unterschiede zwischen menschlicher und tierischer Kognition ist. Auf dem Weg dorthin stellt der richtig verstandene Anthropomorphismus allerdings ein erforderliches *Übergangsstadium* dar. Die anthropomorphe Beschreibung von Tieren in einem gleich zu klärenden Sinne mag somit der Beginn der Tierpsychologie darf aber nicht deren Ende sein.

Das Vokabular der Humanpsychologie wird im neuen Anthropomorphismus auf zwei Weisen verwendet. Zum einen in heuristischer Weise (vgl. §2). Ausgehend von einer zunächst erfolgenden Übertragung von Kategorien der Humanpsychologie wird gefragt, was auf der einen Seite die Anwendung dieser Ausdrücke auf Tiere rechtfertigt und was auf der anderen Seite bei Tieren fehlt, um von einer völlig angemessenen Verwendung dieser Ausdrücke zu sprechen.

Zum anderen stellt sich die Frage, welche kognitiven Leistungen und Zustände sich bei Tieren überhaupt identifizieren lassen. Die Identifikation von kognitiven Leistungen und Zuständen

übernimmt der neue Anthropomorphismus aus der Heterophänomenologie. Es geht an dieser Stelle darum, möglichst genau die *Verhaltensdaten* anzugeben, bei deren Vorliegen aus der Perspektive der Dritten Person gerechtfertigt auf entsprechende Kognition geschlossen werden kann. [Darauf geht der nächste Paragraph ein.]

Nicht jede Verwendung eines psychologischen Ausdrucks auf Tiere stellt hingegen eine anthropomorphe Verwendung dar. Der Mensch und damit die menschliche Kognition hat sich aus Tieren entwickelt. Die besonderen Fähigkeiten des Menschen (insbesondere die sprachliche Codierung und das Auftreten von Selbstbewusstsein) sind keine isolierten Phänomene, sondern prägen als Formen auch die sonstigen mentalen oder bewussten Zustände einer Person. Mutmaßlich muss es dennoch Bereiche der Kognition geben, die sich entweder völlig oder zumindest dann, wenn sich von ihrer spezifischen Überformung in der menschlichen Kognition absehen ließe – was keineswegs ausgemacht ist – so oder so ähnlich bei nahe verwandten Tieren (insbesondere höheren Säugetieren) finden. Je mehr sich die Evolutionspsychologie entwickelt, um so mehr mag ein interspeziesanwendbares kognitives Vokabular entstehen. Die Aufgabe der kognitiven Ethologie besteht in diesem Kontext darin:

- (i) die Bedingungen anzugeben, unter denen entsprechende Zustände/Fähigkeiten auftreten, und welche Rolle im Verhalten des Tieres sie dann spielen;
- (ii) auszumachen, welche Tiere die entsprechenden Zustände/Fähigkeiten besitzen;
- (iii) eine Trennlinie zu etablieren, an der sich eine unproblematische speziesübergreifende Redeweise von einer anthropomorphisierende Redeweise bezüglich komplexerer kognitiver Leistungen trennt.

Ausdrücke, welche in diese Kategorie fallen, anzugeben, fällt insofern schwer, als viele Ausdrücke für typisch menschliche Fähigkeiten (wie „jemandem antworten“) oft bloß übertragend selbst auf technische Geräte angewendet werden (vgl. §4). Annäherungen an Kandidaten für speziesunabhängige Ausdrücke könnten Ausdrücke wie „sich anlässlich der Information p im Gesichtsfeld rechts orientierend“ sein.

In den Bereichen der Tierpsychologie, die uns eher interessieren, kommt es mehr auf solche Ausdrücke an, für die sich das Problem einer anthropomorphen Verwendung stellt. Dort geht es um eine auf die Tierpsyche zielende Heterophänomenologie.

§7 Komplexes Verhalten und funktionale Rollen

Kognitive Zustände sind funktionale Zustände. Ein kognitiver Zustand eines Typs F wird dadurch als diesem Typ zurechenbar identifiziert bzw. beschrieben, dass dieser Zustand eine bestimmte kausale Rolle im Kontext anderer kognitiver Zustände und folgender Körperbewegungen innehat. Das Modell der computationalen Psychologie (der Funktionalismus) hat sich als Bezugsrahmen der

Kognitionswissenschaften etabliert.⁸ Die Rede von funktionalen Rollen ist dabei anschlussfähig sowohl an die Theorie der Künstlichen Intelligenz als auch – was hier von größerem Interesse ist – an die Evolutionspsychologie und deren Rede von der evolutionären Funktion eines kognitiven Moduls bei der Entstehung der entsprechenden Art.

Die Grundbausteine einer Theorie der tierischen Kognition liefern die Theorien menschlicher Kognition, welche zu kognitiven Zuständen eines Typs versuchen, eine definierende kausale Rolle bzw. eine Funktion von Zuständen dieses Typs anzugeben. Die Semantik des Vokabulars für bewusste Zustände/Akte besitzt dabei einen Doppelcharakter: Ich schreibe mir einen Zustand aus der Perspektive der Ersten Person zu, während andere dies aus der Perspektive der Dritten Person tun, trotzdem soll aus beiden Perspektiven *derselbe* Zustand/Akt identifiziert werden (vgl. Strawson 1957, Kap.3). Selbst wenn man eine *epistemische Asymmetrie* (vgl. Tugendhat 1979, S.88f.) zwischen den beiden Perspektiven einräumt, kann die Perspektive der Dritten Person nicht systematisch unzuverlässiger sein als die Erste Person Perspektive sollen Spracherwerb und erfolgreiche Sprachverwendung möglich sein.⁹ Darauf basiert die Heterophänomenologie und der möglicherweise subjektive Urteile revidierende Charakter der auf ihr aufbauenden psychologischen Theorie. Im Falle der Heterophänomenologie setzen wir mit den Kriterien der Dritten Person an. Bei Tieren haben wir keinen anderen Bezugspunkt.

Das anthropomorphe Grundmuster in diesem Falle lautet: Tritt systematisch ein plastisches Verhalten auf, das bei Menschen mit psychischen Zustände des Typs F einhergeht, sind wir *prima facie* berechtigt, auf F-ähnliche Zustände bei den entsprechenden Tieren zu schließen.¹⁰

Die Einschränkung auf plastisches Verhalten soll solches Verhalten ausschließen, das fix aufgrund genetischer Verankerung auf bestimmte Auslösereize reagiert, und aufgrund seiner fixen Wirkungsweise keines begleitenden Bewusstseins bedarf. Die mit dieser Regel auftretende Schwierigkeit ist hingegen, was sich hinter der Floskel „F-ähnlich“ verbergen soll. Die Ähnlichkeit soll sich ja – nach Voraussetzung, das wir das betreffende Verhalten schon beobachtet haben – nicht mehr allein auf die kausale Rolle, sondern auch auf das korrespondierende innere episodische oder dispositionale Ereignis beziehen.

Die entsprechende kausale Rolle in einer solchen Weise anzugeben, dass sie sich auf tierisches Verhalten verallgemeinern lässt, wird im Allgemeinen nicht so einfach sein. Im paradigmatischen Fall eines psychischen Zustandes mit einer kausalen Rolle – dem Fall der Schmerzes, der so auch in der Literatur oft als Beispiel dient – mag dies noch recht schnell einleuchten, da

⁸ Vgl. die entsprechenden Einträge und Querverweise in (Guttenplan 1994); vgl. auch (Green et al. 1996).

⁹ Zu einer weitergehenden Kritik der veritativen Symmetrie zugunsten des Vorrangs der Perspektive der Dritten Person vgl. (Bremer 1994).

¹⁰ Ein ähnliches Prinzip findet sich schon bei Romanes, der unmittelbar an Darwin anschließt; vgl. (Romanes 1898, S.6); zum Aufstieg, Niedergang und Wiederentdecken dieser Methodik vgl. (Rollin 1989).

Vermeidungsverhalten oder Schmerzäußerungen unmittelbar in der Situation der Verletzung erfolgen. Analog noch recht nahe verwandt sind Zustände wie Hunger, Ermüdung, Furcht. Sofern es allerdings um komplexere Zustände geht, wird es schwieriger, da man in diesem Falle auch den *Gehalt* des betreffenden Zustandes näherungsweise bestimmen muss.

Evolutionäre Erklärungen tierischen Verhaltens und deren kognitiver Fähigkeiten beruhen auf der Identifikation der Funktionen dieser Fähigkeiten. Bei kognitiven Vermögen hat dies wesentlich mit dem repräsentativen Gehalt entsprechender Zustände zu tun, der das Tier in eine verhaltenssteuernde Relation zu seiner Umgebung setzt. Die Zuschreibung von Gehalt – also die Zuschreibung intentionaler Zustände – ermöglicht erst diese Art von Erklärungen.

Die Bestimmung des Gehaltes repräsentierender Zustände ist schon bezüglich der Bezugsobjekte solcher Zustände problematisch. Zwar sind wir bei Säugetieren aufgrund der geteilten Neurophysiologie recht sicher, dass sie Gegenstände ähnlich diskriminieren, das von uns anlässlich von Sinneseindrücken wahrgenommene Objekt steht allerdings schon in für unsere Lebensweise typischen Bewandniszusammenhängen und fällt unter entsprechende Begriffe. Der Hund kennt nicht weder die Bewandnis von Kleider- oder Werkzeugschränken, noch nicht einmal die von Tischen, und schon gar nicht die von Kugelschreibern. In diesem Sinne der verwendeten Klassifikationssysteme leben wir und der Hund *nicht* in der selben *Welt*, obwohl wir uns wie der Hund auf entsprechende Gegenstände der *Wirklichkeit* beziehen. Die Zuschreibung von Gehalt an die Zustände des Hundes verfährt also entweder per Unterstellung von Begriffen jenseits des Horizontes des Hundes oder bedarf einer – eventuell durch Imagination angeleiteten – Simulation/Einfühlung in die Welt des Hundes.

Sobald es wahrnimmt, verleiht das Tier den Dingen, die seine Welt bilden, Sinn. Dem physischen Universum entnimmt es ein Material, von dem aus es seine eigenen „Dinge“ konstruiert. [...] Wenn das Gegebene richtig gedeutet wird, so ist es Sinn in Beziehung auf eine tierische Welt, die nicht vom gleichen Spiel der Bedeutungen beherrscht wird wie die unsere. (Cyrulnik 1991, S.24, S.42)

Die Unkenntnis über die Bewandniszusammenhänge dieser Welt (etwa der Rolle von Lippenhochziehen und frontalem Ansehen als Aggressionssignalen) führt zu entsprechenden Fehlkoordination im Mensch-Tier-Verhalten und ist eine Quelle der falschen Behandlung von Tieren. Die schwierige Aufgabe einer adäquaten Beschreibung des Verhaltens von Tieren, denen wir mentale Repräsentationen zuschreiben, besteht darin, die Weise der Beschreibung der Situation zu finden, in der *sie* die Situation beschreiben. Die Simulation/Einfühlung in die Welt des Hundes birgt die große Gefahr, gerade nicht von unseren Begriffsrahmen absehen zu können, und sich so in zu stark anthropomorphisierenden Redeweisen zu verstricken. Eine Schwierigkeit, die wohl nicht unbeteiligt war am Niedergang des historischen Anthropomorphismus. Sicher ist nicht einmal, dass

das Tier den Inhalt seines Zustandes, den *wir* propositional ausdrücken, selbst propositional repräsentiert!

In dem Maße jedoch, wie es gelingt aufgrund entsprechender Zuschreibungen tierisches Verhalten zu *prognostizieren*, bewähren sich die entsprechenden heterophänomenologischen Zuschreibungen – ganz analog zur Bewährung von (psychologischen) Theorien im Allgemeinen, sofern des Weiteren Kriterien der Erklärungsstärke und Einfachheit bei der Abwägung konkurrierender Erklärungen zum Einsatz kommen.¹¹

Eine Beschreibung in anthropomorpher Weise bewährt sich in dem Maße, wie sich zum einen allgemein intentionale Beschreibungen selbst für Instrumentalisten rechtfertigen lassen (vgl. z.B. Dennett 1983), aber insbesondere anhand der erfolgreichen Beantwortung der folgenden Fragen (vgl. Bekoff/Allen 1997, S.69ff.):

- (i) Was *genau* ist die kognitive Fähigkeit x?
- (ii) Aufgrund welcher Eigenschaften des Tieres ist die Fähigkeit x eine *intentionale, zuverlässige, produktive* und *plastische* Fähigkeit?¹²
- (iii) Wie wird diese Fähigkeit normalerweise ausgeübt?
- (iv) In welchem *Zusammenhang* steht diese Fähigkeit mit den anderen (kognitiven) Fähigkeiten des Tiers?
- (v) *Warum* hat sich evolutionär diese Fähigkeit durchgesetzt?

Dieser Fragenkatalog integriert zusammenfassend die Rechtfertigung der Zuschreibung der entsprechenden Fähigkeit überhaupt mit dem Verweis auf zuzuschreibende intentionale Gehalte. Das dieses Anliegen der genaueren Beschreibung tierischer Fähigkeiten nicht *per se* zum Scheitern verurteilt ist, mag ein Vergleich mit der religiösen Rede verdeutlichen: Im Falle der religiösen Rede scheint ein Dilemma vorzuliegen, das ähnlich aussieht wie das im Falle der Beschreibung tierischen Verhaltens. Wenn jemand sagt „Gott ist gut“, dann hat er entweder „gut“ im herkömmlichen Sinne verwendet, und so Gott unangemessen anthropomorph beschrieben, oder „gut“ wurde, indem es nun auch eine Qualität eines transzendenten Gegenstandes bezeichnen soll, äquivok verwendet, womit unklar wird, was überhaupt gesagt werden sollte. Gegen dieses Dilemma wurde das Modell der *analogen* religiösen Rede vorgebracht: „Gott ist gut“ sei so zu verstehen, dass Gott eine Qualität habe, die sich relativ zu seiner Natur so verhalte, *wie* das Gutsein zur Natur des Menschen

¹¹ Die Berufung darauf, dass angesichts der Fülle der ansonsten zu bringenden Ersatzerklärungen und der Masse der so erklärten Verhaltensweise die intentionale Beschreibung von Tieren die *einfachste* und *daher* die vorzuziehende ist, findet sich bei einer Reihe von kognitiven Ethologen (vgl. z.B. Dawkins 1993; Griffin 1992). Das Problem solcher Berufungen auf Einfachheit liegt darin, dass *viele umständliche Ersatzerklärungen* immer noch insgesamt *einfacher* sein mögen als das Einführen eines *neuen Erklärungsmodells* bezüglich einer Art von Entität, dass komplexe Fähigkeiten und mentale Entitäten postuliert.

¹² Also eine Fähigkeit, die auf neue Situationen übertagen werden kann, und insofern anpassungsfähig an Situationsparameter sein muss. Zuverlässigkeit betrifft die Chance, in wichtigen Fällen des Einsatzes dieser Fähigkeit erfolgreich zu sein – selbst wenn diese nicht die Mehrheit aller Fälle bilden!

(*Analogie der Relation*). Damit werde Gutsein in Anwendung auf Gott bestimmt. Nur – so bestimmt wird sofort deutlich, dass uns die Analogie nichts sagt: „F₁ verhält sich zur Natur des Menschen, wie sich F₂ zur Natur Gottes verhält“ bedeutet tatsächlich, da uns die Natur Gottes eben *nicht* bekannt ist, „F₁ verhält sich zur Natur des Menschen, wie sich F₂ zu F₃ verhält“. Das Verständnis der Analogie (d.h. das Verstehen von F₂, dem Gutsein Gottes) gelingt gerade nicht, da die Übertragung des Verhältnisses der entsprechenden Merkmale des Gutseins eines Menschen relativ zur Natur des Menschen voraussetzt, dass wir die Natur Gottes kennen. Diese kennen wir indessen nicht. Die Analogie hat also eine entscheidende Unbekannte zu viel (vgl. Ferre 1962, S.68-74). Dies ist bei der Aufgabenstellung der kognitiven Ethologie, tierisches Verhalten zu beschreiben, gerade anders. Die *Natur* der Tiere ist uns nicht verschlossen. Wir haben sehr verschiedene Zugänge zur Natur der Tiere bzw. einer Spezies (Neurophysiologie, Genetik, Verhaltenspsychologie u.a.). Und in Anbetracht dieser Daten und in einem reflektierten Gleichgewicht mit ihnen (vgl. Bremer 2004), ist es nicht aussichtslos zu fragen, wie sich gegeben die Natur des Hundes so etwas wie Meinungen des Hundes ergeben und wie in diesen die Ontologie seiner Umwelt gestaltet ist.

§8 Theorien der tierischen Wohlfahrt

Das Identifizieren tierischer psychischer Zustände ist nicht allein von theoretischem Interesse. Wenn Tiere so etwas wie Empfindungen haben oder so etwas wie Wünsche, dann sind sie – gegeben eine entsprechende Moralkonzeption – auch moralisch zu berücksichtigen. Der Besitz bestimmter kognitiver Fähigkeiten fällt oft mit dem Besitz moralisch relevanter Eigenschaften zusammen. Das ist die eine Hinsicht, in der eine Theorie tierischer Kognition für eine Tierethik relevant ist. Entsprechende Begründungsprogramme gibt es mittlerweile eine Reihe.¹³ Gegeben eine solche Begründung, dass Tiere moralisch zu berücksichtigen sind, stellt sich indessen die m.E. schwierigere Frage *wie* sie zu berücksichtigen sind. Die eigentlichen Probleme der Tierethik scheinen mir heute weniger Probleme der allgemeinen Begründung einer moralischen Berücksichtigung von Tieren zu sein, als die dabei benötigten Theorien der „tierischen Wohlfahrt“¹⁴ und des Interspeziesnutzenvergleiches. (Quasi-)Interessen von Tieren können nur dann moralisch berücksichtigt werden, wenn wir zum einen wissen, welche (Quasi-)Interessen Tiere denn in der gegebenen Situation haben und zum anderen das Ausmaß, die Wichtigkeit dieser tierischen Interessen mit konkurrierenden (Quasi-)Interessen anderer Tiere und menschlichen Interessen vergleichen können.

Eine Theorie der tierischen Wohlfahrt muss sich anschließen an die kognitive Ethologie.

¹³ Vgl. (Regan 1983) und die Überblicke z.B. in (Flury 1999) und (Breßler 1997).

¹⁴ Vgl. die Einträge und Querverweise in (Bekoff 1998). Vor einiger Zeit wurde auch eine Zeitschrift *Animal Welfare* ins Leben gerufen.

Grundsätzlich gibt es mehrere Wege, tierische Interessen/Wertungen zu erschließen (vgl. Dawkins 1980, Webster 1994):

Zum einen können wir auf das mutmaßliche Ausmaß des tierischen Leids bzw. Vergnügens zurückschließen von der Beobachtung des tierischen Verhaltens, insbesondere der Stärke seiner Reaktionen (z.B. der Geschwindigkeit des Rückzuges oder des Fressens). Dazu bedarf es einer Verhaltenstheorie, welche die Reaktionen richtig einzuschätzen erlaubt (d.h. z.B. Lippenhochziehen bei nicht-domestizierten Hunden nicht als Ausdruck der Freude missversteht, bei domestizierten Hunden dieses jedoch sieht als Anpassungsleistung zur Koordination mit den Menschen, bei denen *der Hund* beobachtet hat, dass sie auf diese Weise Freundlichkeit signalisieren).

Zum anderen können wir das mutmaßliche Ausmaß des tierischen Leidens bzw. Vergnügens dadurch zu beurteilen versuchen, indem wir die Anstrengungen messen, die Tiere auf sich nehmen, um aus der entsprechenden unangenehmen Situation zu fliehen bzw. in die entsprechende angenehme Situation zu kommen. In entsprechenden Studien werden die Tiere – vermittelt ihrer Reaktionen – selbst „gefragt“ (etwa wenn sich ein Huhn entweder für den einen Käfigbelag oder für den anderen entscheidet, indem es sich frei zwischen den Optionen bewegen kann). Schwer zu sagen bleibt allerdings, ab welcher Stufe der Anstrengung der zu erreichende Zustand für das Tier unverzichtbar für sein Wohlbefinden ist. Die Zuverlässigkeit entsprechender Aussagen erhöhen Methoden wie der Faktorenanalyse, der Speziesvergleich, ergänzt um physiologisches Wissen (etwa um bei einem Hund unterscheiden zu können zwischen dem kurzfristigen Wohlbefinden aufgrund hohen Zuckerkonsums und dem langfristigen Schaden, die diese Gewohnheit dem Hund zufügt). Zum Dritten mag eine heterophänomenologisch abgesicherte Verwendung von Analogien zum menschlichen Fall begrenzt erlaubt sein.

Untersuchungen dieses Typs stehen erst am Anfang.

Literaturverweise

- Bekoff, Marc (1998). (Hg.) *Encyclopedia of Animal Rights and Animal Welfare*. Westport.
- Allen, Colin (1997). *Species of Mind*. The Philosophy and Biology of Cognitive Ethology. Cambridge/MA.
- Bremer, Manuel (1994). „Verifikationismus und veritative Symmetrie. Eine Notiz zu Ernst Tugendhats Theorie des unmittelbaren epistemischen Selbstbewusstseins“, *Prima Philosophia*.
- (2001). „Richard Höningwalds transzendente Sprachphilosophie“, *Aufklärung und Kritik*. S.45-53.
- (2004). „Tierisches Bewusstsein als Testfall für die Kognitionswissenschaften“, in: *Bewusstsein im interdisziplinären Dialog*, im Erscheinen.
- Breßler, Hans-Peter (1997). *Ethische Probleme der Mensch-Tier-Beziehung*. Eine Untersuchung philosophischer Positionen des 20. Jahrhunderts zum Tierschutz. Frankfurt a.M.
- Carruthers, Peter (1994). *The Animal Issue*. Cambridge/MA, 2nd Edition.
- (1996). *Language, Thought and Consciousness*. Cambridge.
- Cyrułnik, Boris (1991). *La Naissance du Sens*. Zitiert nach der dt. Ausgabe, München, 1995.
- Darwin, Charles (1871). *The Descent of Man*. Zitiert nach der Gibson Ausgabe, London, 2003.
- Davidson, Donald (1982). „Rational Animals“, *Dialectica*, 36, pp. 318-27.
- (1984). *Inquiries into Truth and Interpretation*. London.
- (1999). „The Emergence of Thought“, *Erkenntnis*, 51, pp.7-17.
- Dawkins, Marian (1980). *Animal Suffering*. London.
- (1993). *Through Our Eyes Only? The Search for Animal Consciousness*. Oxford.
- DeGrazia, David (1996). *Taking Animals Seriously*. Cambridge/MA.
- Dennett, Daniel (1983). „Intentional Systems in Cognitive Ethology: The ‚Panglossian Paradigm‘ defended“, *The Behavioural and Brain Sciences*, 6, S.343-55.
- (1991). *Consciousness Explained*. London.
- (1996). *Kinds of Minds*. Towards an Understanding of Consciousness. London.
- (2003). „Zum Schutz der wissenschaftlichen Untersuchung des Bewusstseins vor ideologischen Debatten“, in: Becker, A. et al. (Hg.) *Gene, Meme und Gehirne*. Geist und Gesellschaft als Natur. Frankfurt a.M., S.306-25.
- Dörner, Dietrich (2001). *Bauplan für eine Seele*. Hamburg.
- Esser, Hartmut (1991). „Der Doppelpaß als soziales System“, *Zeitschrift für Soziologie*, 20, S.153-66.
- Ferre, Frederick (1961). *Language, Logic and God*. New York u.a.
- Flury, Andreas (1999). *Der moralische Status der Tiere*. Freiburg/München.
- Fodor, Jerry (1987). *Psychosemantics*. The Problem of Meaning in the Philosophy of Mind. Cambridge/MA.
- Green, David et al. (1996). *Cognitive Science*. An Introduction. Oxford.
- Griffin, Donald (1992). *Animal Minds*. Chicago/London
- Guttenplan, Samuel (1994). (Hg.) *A Companion to the Philosophy of Mind*. Oxford.
- Höningwald, Richard (1937). *Philosophie und Sprache*. Basel.
- Kennedy, John (1992). *The New Anthropomorphism*. Cambridge u.a.
- Premack, David/Premack, Ann (2003). *Original Intelligence*. Unlocking the Mystery of Who We Are. New York u.a.
- Regan, Tom (1983). *The Case for Animal Rights*. Berkeley/Los Angeles.
- Rollin, Bernard (1989). *The Unheeded Cry*. Animal Consciousness, Animal Pain and Science. Oxford/New York.
- Romanes, George (1898). *Animal Intelligence*. London.
- Rosenberg, Jay (1980). *One World and our Knowledge of It*. The Problematic of Realism in Post-Kantian Perspective. Dordrecht u.a.
- Searle, John (1969). *Speech Acts*. Cambridge.

Strawson, Peter Frederick (1957). *Individuals*. London.

Webster, J. (1994). *Animal Welfare*. A Cool Eye towards Eden. Oxford.